

Verbundkatalog Kalliope

In: Pariser Tageblatt. Sonntags-Beilage. 20.10.1935

Oktober in Budapest.

Mann, Klaus

1935-10-20

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Sonntags-Beilage des Pariser Tages

Okttober in Budapest Für Georg Bernhard

Von KLAUS MANN

Wie schön sind die Herbsttage in dieser Stadt! So leuchtend hell, so zärtlich milde kommen sie daher, dass man, für eine Stunde — oder doch für den bescheidenen Bruchteil einer Stunde — vergessen möchte, was woanders geschieht; was, auch hier, geschehen ist und weiter geschieht; was sich, vielleicht schon bald, begeben wird auf diesem jammervollen Kontinent. Ich bin froh, dass ich die knalligen Überschriften der ungarischen Zeitungen nicht lesen kann. Ausländische Zeitungen sind hier rar. Darf ich, und sei es nur ein paar Minuten lang, die Wärme dieses verspäteten Sommers, den Glanz dieses Oktobertages genießen — so harmlos, so unbefangene, wie die Menschenmenge, die hier am Donauufer flaniert? Denn es ist die Stunde des Korsos. Die Damen zeigen ihre neuen Herbstkostüme im Garten des „Hangli“-Pavillons oder auf der besonnenen Promenade. Jede von ihnen hat etwas Neues und Hübsches am Leibe; vielleicht ist dieser Fuchskragen, dieses schiefe Hütchen noch nicht bezahlt — meine versierte Begleiterin flüstert mir solche Vermutungen zu —, aber vormittags muss es werden, da strengt der Mann, der über schlechten Geschäftsgang klagt — und wohl allen Anlass dazu hat — sich noch einmal an: sollen die Schulden noch ein bisschen grösser werden, wenn nur die Gattin oder Geliebte sich vormittags auf dem Korsos oder abends im „Kisch-Boyal“, im „New York“ in feinem Putze zeigen kann; übrigens kommt es indirekt auch den Geschäften zugute: Pelzcape und Perlenkollier der Dame heben den Kredit des Herrn. Vornehm geht eine Welt zu Grunde, die auf sich hält und ihre eigenen Riten noch ernst nimmt.

In keiner europäischen Capitale, auch in Paris nicht, werden die Riten des eleganten Lebens noch so ernst genommen, wie hier. Die hohe Aristokratie gibt den Ton an; die reichen jüdischen Kreise suchen ihr nachzueifern und kopieren ihren anspruchsvollen Stil. Sie kommen zwar nicht in die exklusiven Klubs, nicht in den Klub des hohen Adels und nicht einmal in den des mittleren und des kleinen; aber man trifft sich in den Theaterpremieren, in den Nachtlokalen, in den berühmten Konditoreien Floris und Gerbaud, vormittags auf dem Korsos, abends in einigen „gemischten“ Salons. Die Gattinnen der Grossgrund- und der Fabrik-Besitzer besprechen — vor sich, auf dem Marmortischen, Süßigkeiten, die ihresgleichen in Europa kaum haben — den grossen Klatsch der Saison. Das Land ist arm, die soziale Situation ist zugespitzt; die Aufteilung der Majorate, deren enormer Umfang nachgerade eine Provokation bedeutet, wird sogar von rechten und nationalistischen Gruppen programmatisch gefordert; aber unabhängig von diesen Kämpfen und von diesen Sorgen plätschert das gesellschaftliche Leben, jeder kennt jeden, vorm Herrn Grafen knickt der Oberkellner im Ritz zusammen, vor der Frau Baronin versinkt das würdevolle bedienende Fräulein bei Gerbaud in den tiefsten Knicks: ein Proust müsste kommen, um diesen mondänen Betrieb mit seinen Reizen und mit seinen Lächerlichkeiten, mit seinen Intrigen, seiner Etikette, seinem verspielten Ernst im grossen Epos zu schildern. Nirgends scheint sich die herrschende Schicht so sicher ihrer Situation zu fühlen, wie hier, in einem verarmten Lande, dessen feudaler, klerikaler und industrieller Reichtum von ein paar hundert Familien mit einer Zähigkeit ohnegleichen gehalten wird. Ich habe mich hier, in Privatwohnungen, an den Kopf gegriffen: Bin ich im Louvre? Ich stand vor einer Reihe von Grecos, wie sie, ausserhalb Spaniens, kaum eine öffentliche Galerie der Welt ihr eigen nennt. Gegenüber den Grecos hängen Tizians, Tintoretos; in einem anderen Saale Goyas, in einem dritten Niederländer, in wieder einem anderen französische Impression-

nisten ersten Ranges. Gibt es das noch? Ja, das gibt es, in einem Lande, in dem die Güter das Format von Herzogtümern haben und eine Arbeitslosenunterstützung kaum existiert.

Ohne Frage: für den Fremden, stets nur oberflächlich Sehenden, bekommt diese schöne Stadt an der Donau, die es an Reizen mit Wien wohl beinahe aufnehmen kann, ihr charakteristisches Gepräge durch den Lebensstil der oberen Zehntausend — die vielleicht eigentlich nur oberste Dreitausend sind. Diese epikuräische Stimmung von Zigeunerkapelle, angenehmem Wein und leckeren Süßigkeiten; diese offenen Cafés mit dem höchst dekorativen Blick auf den Strom und das Schloss; diese warmen Quellenbäder unter alten türkischen Kuppeln, diese Konditoreien, Korsos und Palasthotels: für wen schliesslich ist dieses alles da? Für die besagte, sehr dünne Oberschicht, und für die Fremden, die sich seit Neuestem reichlich einfänden.

Den Angelsachsen hat der Prince of Wales das Beispiel gegeben. Seitdem er hier war und sich so betont gut unterhalten hat, gehört es zum Londoner guten Ton, in Budapest gewesen zu sein. Noch vor ein paar Jahren wusste man nicht viel von seinen Reizen: inzwischen aber sind sie berühmt geworden. Die Globetrotter strömen herbei; man sieht sie überall, in den Restaurants, in den Theatern, an den Donau-Quais. Ein neuer Charmé European wird entdeckt. Zwischen Biarritz und Venedig: Budapest. Wie versteht man es, dass sie kommen! Wie begreift man es, dass sie geniessen und ihren Aufenthalt nicht genug rühmen können im Freundeskreis! Wie gerne schliesst man, für eine Weile, sich ihnen an!

Gibt es einen reizenderen Aufenthalt für den, der die süsse Oberfläche des Lebens liebt und die Mittel hat, sie zu geniessen, als eines der grossen Hotels an der Donau oder auf der Margareteninsel? Ich stelle mir einen vergnügungssüchtigen oder erholungsbedürftigen Menschen vor, wie er seinen Spaziergang durch die bewaldete Insel macht, wo einstmal Einsiedler hausten; jetzt aber gibt es dort soignierte Poloplätze. Der Fremde wird stehen bleiben, um den Herrschaften zuzuschauen, die auf schönen Pferden über die Wiese galoppieren, den Bällen nach. Er hat sich sagen lassen: dies sind lauter grosse Herren, auch die Pferde sind aus einem berühmten Stall. Für ihn sorgt ein deutscher Prinz, der sein gutes Auskommen hat; denn für ihn wiederum sorgt der ungarische Staat, wie für die Pferde, den Rasen, die Aristokraten und den ganzen Polo-Betrieb.

Dies alles konstatiert der Fremde, und wahrscheinlich gefällt es ihm. Wenn er die Insel besichtigt hat, wird er einen Ausflug auf den Schwabenberg machen, um dort den Ausblick und ein Sanatorium zu bewundern, das den Anforderungen der verwöhnten Amerikaner genügen dürfte. Einen noch schöneren Blick kann er vom Guggerberg aus geniessen; am effektivsten präsentiert das Panorama sich gegen Abend, wenn in der grossen Stadt eben die Lichter angehen: es ist eine Trivialität vom „Lichtermeer“ zu sprechen, aber das abgenutzte Bild drängt sich auf, angesichts dieser flimmernden Weite, die sich zu bewegen, ja, die zu atmen scheint, wie ein grosses Wasser. — Man muss Budapest von oben und zur Nacht gesehen haben. Der unvergesslichste Weg, den ich in dieser Stadt gemacht habe, führt von einem Hügel, der Blocksberg heisst, in steilen Serpentin zu Donau hinunter. Der breite Strom ist gesäumt von Lichtern; auch die Brücken glänzen. Eine kundige und schlaue Regie verzaubert mit ihren Beleuchtungseffekten die repräsentativen Gebäude, über deren architektonischen Wert sich streiten liesse; im Scheinwerferglanz erstrahlen Parlament und Schloss wie etwas operettenhafte Märchenpaläste.

Pest ist nicht sehr reich an wirklich edlen Baulichkeiten; die schönsten alten Häuser finden sich in den stilleren Gassen von Buda. In der Nähe der „Krönungskirche“, wo sich am Sonntagvormittag die Gläubigen — oder nur Schaulustigen — wie zu einem Volksfest drängen — um sich einige Minuten später, bei der Schloss-Parade, mit anderen, noch zahlreicheren Schaulustigen zu vereinigen —, in dieser Gegend also liegen die guten Palais' aus dem XVIII. Jahrhundert. Nicht jeder Fremde kennt sie, nicht einmal jeder Fremdenführer; manche sind auch verfallen, manche schlecht restauriert, aber manche hat man neu hergerichtet, ohne sie zu verderben, so das reizende Haus, in dem ich die Freude habe zu logieren und das dem besten Kenner von Budapest, dem glühendsten ungarischen Patrioten gehört, der aber auch der glühendste Europäer ist und diese seine doppelte Liebe teuer bezahlen musste: dem Schriftsteller Ludwig Hatvany.

Wir haben jedoch unseren vergnügungssüchtigen oder erholungsbedürftigen Fremden aus den Augen verloren. Vielleicht hat er einen Ausflug ins Land gemacht, in dieses meistens etwas staubige, flache Land, das zu so grossen Teilen den Herren mit den klingenden, historischen Namen gehört und zu kleinen den Bauern, von denen, besonders in der Nähe der Hauptstadt, eine Minderheit sich immer noch den schwäbischen oder serbischen Volkscharakter bewahrt. Vielleicht sitzt er in einem der Gartenrestaurants, die Witterung erlaubt es ihm noch. Diese Wirtschaft hier heisst „Zum Roten Frosch“, das klingt lustig, der lustige Name hat ihn wohl verleitet, einzutreten, er bereut es nicht, der Zigeuner mit dem speckigen schwarzen Schnurrbart spielt ihm rührende oder feurige Weisen ins Ohr. Oder er lässt sich vom Guide die Statuen auf dem „Freiheitsplatz“ vor der Börse erklären: sie stellen die Gebiete dar, die Ungarn durch den Versailler Frieden verloren hat, und sollen den nationalen Schmerz über solchen Verlust, der als ungerecht und unerträglich empfunden wird, versinnbildlichen und wachhalten. Vielleicht ist er auch ins Theater gegangen, obwohl er nicht die Landessprache beherrscht: den neuen Molnar aber muss man gesehen haben. Auch ohne den Dialog zu verstehen, wird der Fremde, falls er kein dummes ist, spüren, dass es sich hier um kein Ewigkeitswerk handelt, nicht einmal um einen erstklassigen Reisser, aber doch um einen ziemlich gut gegliederten, der der Schauspielerin Lilli Darvas die Möglichkeit gibt, alle ihre grossen Mittel zur schönsten Geltung zu bringen. Wer sie nur in deutscher Sprache hat spielen sehen, muss ihr Talent unterschätzen; es entfaltet sich erst voll, wenn sie ungarischen Dialog sprechen darf. So konstatiert man, beinahe mit Ueberraschung, dass sie eine Darstellerin grossen Formats ist. Sie brilliert in den hochdramatischen Szenen, und vor allem in der rührseligen, da sie den geliebten Mann der jüngeren Schwester abtritt. Das Ensemble um sie herum ist mittelmässig genug, dass sie sich vorteilhaft von ihm abheben kann, und doch nicht so schlecht, dass es störend würde. Ohne die Darvas — oder eine andere Schauspielerin vom gleichen Rang — in der tragenden Rolle, wäre Molnars neues Stück — es heisst „Die grosse Liebe“ — gewiss nicht erträglich. Unserem Fremden aber hat es gefallen, wie ich ihn kenne. Recht befriedigt verlässt er das „Lustspielhaus“, um sich nun in die „New York“-Bar zu begeben. Ich möchte auch einmal ein so lustiger und doch für rührende Effekte empfindlicher Mensch sein, wie der. In der Bar werden ihn zwei recht drollige Komiker mit ihrer Konzert-Parodie amüsieren. Unser Fremder ist kein solcher, der sich dergestalt sehnen müsste, für eine Stunde oder doch für den bescheidenen Bruchteil einer Stunde, zu vergessen.

ZUM 20. OKTOBER

Von ALFRED KERR

Durch die Welt weht eine scharfe Brise,
Mancher rettete die nackte Haut,
Aber Du, ein reisiger Arbeitsriese,
Hast dir eine neue Welt gebaut.
Was Du, stark, an Widerstand gestaltet,
Die Geschichte würdigt seinen Wert.
(Das Exil hat Dich erst ganz entfaltet
Und die züfite Jugend Dir bescheert).
Unverzagt, nach allem, was versunken,
Wirkt Du für die „Forderung des Tags“,
Bestgehasst von heimischen Halunken
Und Du selbst ein Hasser besten Schlags.
Dieses Kämpfertum, das immer wache,
Hat in schwersten Zeiten nie geschwankt,
Du verströmst Dich, für die gute Sache,
Sei getrost — und sei bedankt.

Gesang des alten Sklaven

Von ERICH WEINERT

Ich litt um steilen Blicke des Archonten,
Der meine Niedrigkeit mich wissen machte,
Und spähte fiebernd nach den Horizonten,
Wenn ich in Nächten auf den Zinnen wachte.
Und spähte langend in die blasse Ferne,
Ob aus den Nebeln nicht die Fahne stäche,
Die rot entzündet alle toten Sterne,
Ob nicht der Aufstand aus den Tälern bräche.
Ob nicht Gesang, von Scheu und Qual noch
[zager],
In wüch'gen Büchen warm zusammenflosse,
Ein Kriegsgesang von Lager hin zu Lager,
Ein Waffenruf an alle Sklaventrösse!
Ich sah nur Auf- und Niedergang der Sterne,
Und Feuer, die um Mitternacht verglommen,
Und überm Tor die schreikende Laterne —
Doch weder Flamm' noch Fahne sah ich
[kommen]!
Und ich begriff, nach langen Jahren Spähens:
Sie liegen noch gefesselt vor Altären,
Noch blind inmitten wahnenden Geschehens,
Als ob zum Stolz sie nie erweckbar wären.
Und doch, ich weiss: das Licht in meinem
[Hirne],
In meinem Sklaventräne bleibt am Brennen,
Bis dass es hinter jeder Sklaventräne
Den Funken weckt, den sie nicht löschen
[können].
Mein Sohn hat nicht mehr den geduckten
[Nacken],
Nicht Handaugen mehr wie seine Ahnen!
Mein Sohn, Archont, wird auch die Lanze
[packen],
Doch nicht für deine mehr, für unsre Fahnen!
Das ist mein Sohn, Archont! Fühl' seine
[Blicke],
Wenn er den Wanst dir walkt im Myrrhen-
[bade]!
Mein Unglück weicht dem vorgewossenen
[Glücke],
Dass du einst leben musst von seiner Gnade!
(Aus der Zeitschrift „DER MONAT“.)

Mir gelingt es nicht ganz, nicht einmal auf dem Donau-Korso. Denn da nun ein dröhnendes Geräusch vom Himmel kommt, schaue ich aufwärts. Was ich sehe, ist ein Riesenflugzeug, und es ist verziert mit dem Hoheitszeichen des Dritten Reiches. Es fliegt niedrig. Alles schaut hin, niemand scheint Anstoss zu nehmen an dem Riesenhakenkreuz, das da Parade und Propaganda fliegt. Ich aber schliesse lieber die Augen, bis das Ungetüm nicht mehr sichtbar ist.